**Brief aus dem Mittelmeer**

[vielleicht Tellaro im Jahr 1962 an die Tochter Angelika]

…

Ich selbst befinde mich in einer ganz anderen Welt. Du musst Dir sehr grosse Mühe geben, mir zu glauben und zu folgen, ich befinde mich wirklich und wahrhaftig in der Welt meiner Kinderträume, der Welt der „kleinen Seejungfrau“ tief auf dem Grunde des Meeres. Ich bewege mich ohne Schwere gewissermassen fliegend wie ein Vogel das in der Luft tut, oder wie man das von den Engeln meint. Ich bin keineswegs genötigt, meinen Kopf oben und die Füsse unten zu halten, nein diese sonst so gewöhnliche Lage des Körpers würde hier sogar unbefriedigend und etwas mühsam sein. Wie ein Tier, ein Fisch, ein Vogel stosse ich mit dem Kopf, den Händen nach vorn, nach oben, nach unten wie es mir beliebt und lasse den Leib, die Beine ein wenig schlangengleich folgen. „Warum sagst Du denn nun nicht endlich, dass Du schwimmst?“ wendest Du ein. Nein, das Wort „schwimmen“ wollte ich vermeiden. Zwar sind die Bewegungen des Körpers denen des Schwimmens ähnlich, aber beim Schwimmen erlebt man dauernd den Gegensatz zwischen Luft und Wasser, es gibt nur ein vorwärts, kein aufwärts und beliebiges abwärts. Schwimmen ist etwas anderes als Fliegen oder Schweben, worin ich gerade begriffen bin. Allein schon diese schwerelose Art des Seins, des völlig frei sich Bewegens ist in einer kaum nachfühlbaren Weise naturhaft und beglückend. Man hat aufgehört, ein Erdenkloss zu sein, man fühlt sich unglaublich kräftig, gesund und frei „wie ein Fisch im Wasser“. Keineswegs bin ich etwa, wie Du denken magst, durch irgendwelche technischen Geräte, Schläuche, Luftflaschen oder ähnliches beschwert. Als einziges Hilfsmittel trage ich eine Art Brille, Maske aus gewöhnlichem Glas vor Augen und Nase, die durch Gummi, in den sie gefasst ist, fest gegen die Haut des Gesichtes abschliesst. Manchmal nehme ich auch einen grossen Stein in die Hand, um durch ihn beschwert leichter in die Tiefe stossen zu können.

Durch dieses Glas nun vor meinen Augen sehe ich, nehme ich mit höchster Inbrunst, voll Leidenschaft und Staunen in meine Augen, was an wechselnden Bildern um mich herum sich darstellt, fremdartig wundersam Märchenhaftes sich begibt. Auch das ist nicht echt gesagt, denn ich sehe ja nicht von ferne, wie man ein Bild betrachtet, sondern ich bin mit meinem ganzen nackten Leib mittendrin unter den Gestalten und Wesen der Tiefe, sage gewissermassen „Du“ zu ihnen. Ja auch dieses „Du“ zu den Tieren des Meeres ist weit befriedigender als wenn man sich mit dieser Anrede den Tieren des Waldes, dem Hasen, den Vögeln zugetan fühlt, denn diese nämlich verhalten sich im allgemeinen doch mehr per „Sie“ deutlich ablehnend und entfernen sich.

Dieser grosse Fisch aber, tiefschwarze Zebrastreifen laufen zwischen grünlich grauen von seinem Kopf zum Schwanz, der dort vor einer Felsenhöhle still im Wasser steht, als warte er auf ein Stelldichein, rückt, wie ich ihm nahe, allenfalls ein wenig gestört und unmutig zur Seite, eben dem grösseren Kollegen Platz zu machen, Furcht aber ist ihm nicht anzumerken, keinesfalls flitzt er davon, wie er wohl könnte.

Un da kommt es auf mich zu, vor dem Blau der dunklen Gründe sonnenbeschienen, glitzernd wie Schneeflocken, eine Schar, ein Schwarm der zierlichsten Tierchen, graugrün die zarten Leiber, einen tiefschwarzen Ring quer um den Schwanz und dahinter einen leuchtend weissen. Jetzt befinde ich mich mitten unter ihnen, sie beschnuppern zutraulich meine Haut und wenden sich, wohl leicht enttäuscht, wieder in die Ferne. Wo in unserer Welt wären wohl Schmetterlinge, Vögel so zu einem gekommen? Jetzt steht der Schwarm vor der Sonne, die die zarten Leiber der Tiere ganz durchstrahlt, so dass man die zierliche Struktur der Gräten und Organe sehen kann.

Ich schaue zu den Felsen, auf denen lange Moose und anderwärts langfädige Gewächse in steter Bewegung leise hin und her wogen. Keinen Stillstand gibt es hier bei allem Lebendigen, alles ist in steter rhythmischer wellenartiger Bewegung begriffen, selbst die harten Muscheln öffnen und schliessen ihre Schalen, lassen die zarten Organe in der Strömung flottieren. Alles wirkt wie nie gesehen, wie nie gekannt, wie eine fremde Welt, wie nicht von dieser Erde. Auch untereinander scheint alles wie fremd, wie einsam. Warum eigentlich? Es sind Felsen, Steine, Pflanzen, Fische nicht viel anders als man sie schon gesehen hat. Lange wusste ich nicht, woher dieser seltsame Eindruck der Einsamkeit, in der sich die Dinge der Tiefe befinden, der Eindruck des Wunderbaren, Märchenhaften kommt.

Da, einmal auf einer meiner Fahrten in die Tiefe gab es einen lauten Klang, einen Klang, so dass ich erschrak. Ich hatte den grossen Stein, den ich hinuntergenommen hatte, fallen lassen, er war auf andere Steine gestossen und hatte diesen Laut gegeben. Jetzt plötzlich wurde es mir klar, jetzt merkte ich erst, hier unten herrschte ja sonst ein vollkommenes Schweigen. Wie wir auch sonst mit unseren schweren Füssen wandeln, verbindet die Luft mit Rauschen, mit leisem Säuseln, einem Rascheln des Laubes, einem Knacken der Zweige mit irgendetwas Hörbarem die Steine und Felsen, die Pflanzen und Bäume, die Tiere untereinander und schafft eine zumeist freundliche Stimmung des Verbundenseins. In der Tiefe gibt es keinen Laut. Die Felsen liegen gross und fremd und einsam abgerundet auch in ihren Formen zumeist, die Pflanzen wogen still vor sich hin, die Fische glotzen und staunen vielleicht, niemand sagt etwas, nichts gibt auch nur den kleinsten Laut von sich, man kennt sich kaum untereinander, man ist einsam.

Stark sind alle Farben und satt wie immer im Feuchten, aber sie leuchten nicht, nichts knallt heraus. Auch über dem Roten, dem Braunen, dem Grünen liegt eine herrlich zarte, bläuliche Tönung. Auch dieses Blau schafft Distanz und Fremdheit, aber auch Zauber und Wunderstimmung. Aber auch Lustiges gibt es und Feindliches.

Lustig sind kleine Fischchen, die gewissermassen die Rolle der Eidechsen übernommen haben. Diesen auch in der Farbe ähnlich, huschen sie nahe den Felsen durch die Moose, sie scheinen eilig zu kriechen. Ich sah genau nach, ob sie nicht doch vielleicht kleine Beinchen hätten. Immer sind sie darauf bedacht, sich vor der haschenden Hand zu verbergen. Sie werden auch grösser und haben im Moos keinen Platz mehr; sie trachten dann in den Spalten der Felsen sich zu verbergen, um aber sogleich wieder, offenbar sehr neugierig irgendwo wieder herauszuschauen. Ich nehme an, dass die kleinen Fische ebenso neugierig sind wie die Eidechsen, aber sie sind so sehr in der Farbe der Umgebung angepasst, dass man nicht sehen kann, wo sie stecken, wenn sie erst einmal verschwunden sind.

Feindlich sind schwarze, igelartige Tiere, sie werden so gross wie zwei Mannsfäuste und sitzen nicht zu ferne der Oberfläche des Wassers fest auf den Felsen. Ihre Stacheln sind sehr lang und unglaublich spitz und brüchig, so dass sie einem bei der leisesten Berührung in die Haut fahren. Meine Füsse sind leider heute noch voll davon. In ihrer Mitte haben diese Tiere sich oft etwas eingefangen, eine Muschel, einen Fisch oder auch Gegenstände, deren Ungeniessbarkeit offenbar ist, wie Steinchen. Ja, und feindlich ist vor allem alles, was einen aufhalten könnte.

Man darf nicht in eine Höhle zu weit vordingen, sich vielleicht mit dem Fuss in einer Spalte verklemmen. Dann nämlich wäre es sozusagen aus.

Denn man muss ja nach oben, muss es unbedingt, um Luft zu schnappen. Dieses Müssen meldet sich höchst eindringlich nach einer Weile, es ist wie ich merkte, gerade der Inbegriff des Müssens überhaupt. Ich sage absichtlich unbestimmt „eine Weile“. Nach irdischen Begriffen ist es eine Minute, oder, wenn man sich recht still verhält, eine und eine halbe Minute. Man verhält sich aber nicht gern still, denn gerade umherschwimmen, es den Fischer möglichst gleich zu tun, die Gründe zu erforschen, macht ja solchen Spass. Aber eine Minute vollgestopft bis ins letzte Sekündchen mit begierig aufgenommenem Sehen und Erleben ist recht lang.

Sie ist lang genug, um sich gewissermassen wie zu Hause zu fühlen, gelegentlich zu vergessen, dass man eben doch nicht zu Hause ist. Man schaut auf die Uhr, oder dem Schauen hingegeben will man ein wenig Luft holen nach alter Gewohnheit, was dann aber sich sogleich als ganz verkehrt erweist. Es endet mit einem Mund voll Salzwasser und eiligstem nach oben Stossen um ungehindert an der Luft pusten und spucken zu können.

Einmal fand ich auf dem Grunde einen verlorenen Anker. Ohne Kette lag er dort, hatte den Zusammenhang mit dem Menschenvolk ganz verloren, war von der Stimmung der zeitlosen Tiefe gefangen, wirkte nicht mehr wie fremd.

Oberhalb des Wassers stürzte eine Felswand turmhoch senkrecht und fast glatt zum Wasser hinab. Ich wollte sehen, wie sie nach unten weiter verlief. Es war ein unheimliches Gefühl an ihr hinunter und hin und her zu schwimmen, wie eine Schwalbe an einer Mauer fliegt und zu sehen, wie die Wand sich nach unten in blauer Unendlichkeit verlor. Man meinte doch vielleicht hinabstürzen zu können.

Mancherlei Muscheln gibt es, solche mit zwei Schalen, schwarz und zu dichten Kolonien zusammengedrängt, sitzen sie an den Felsen nicht fern der Oberfläche des Wassers. Trotz ihrer Kleinheit pressen sie die Schalen, die gewöhnlich ein wenig geöffnet sind, mit unheimlicher Kraft zusammen, wenn man etwa mit einem Fingernagel einzudringen sucht.

Andere sitzen schneckenartig mit nur einer Schale sehr in der Tiefe. Zwar reizte es mich, einige abzulösen, aber ich fühlte mich zu sehr als Gast dort unten, als dass ich Lebendes hätte beunruhigen oder gar in seiner Dauer verkürzen wollen.

So wunderliche Fische, wie sie die Fischer aus ihren Netzen holten und wie sie dann schrecklich anzusehen, auf den Märkten ausgebreitet liegen, habe ich nicht beobachtet. Diese wohnen vielleicht tiefer, als ich ohne Geräte hinabtauchen kann. Solche Geräte aber, Luftflaschen und Schläuche würden vielleicht das wundervolle Gefühl der Natürlichkeit, das ich auf meine Weise hatte, beeinträchtigen.

Nun habe ich Dir von Erlebnissen erzählt, die Dir vielleicht fremd sind, die Dich vielleicht langweilen. Wenn ich sie aber verschwiegen hätte, würdest Du etwas sehr wichtiges aus meinem Leben nicht wissen, denn ich bin tatsächlich bezaubert von dem was ich sah und werde immer daran zurückdenken, werde diese Erlebnisse immer zu wiederholen trachten, solange ich gesund bin. Es gibt für mich so sehr viele Gründe, das Leben zu lieben, habe ich doch fast alle Dinge schon erlebt und auch gewissermassen zu Ende gelebt. Das Meer habe ich noch nicht zu Ende erlebt. Ich muss wieder dorthin, und noch mehr und Neues sehen.

Nun werde ich diesen Brief abschicken, morgen erzähle ich Dir weiter von der Reise.